

Berggeist.

Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Nr. 22.

Oravicza, den 28. April 1895.

1. Jahrgang.

Natalie.

Roman v. B. Corony.

(Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

„Sehen wir aber den Fall, dieser Einwurf wäre mir von meinem Sohne gemacht worden,“ fuhr Burgsdorf unbeirrt fort, „dann hätte ich erwidert: Ich glaube Dir. Mir gegenüber bedarf es keiner Versicherung, weil ich von Deiner Ehrenhaftigkeit so fest überzeugt bin wie von meiner eigenen.“

Das ändert aber nichts an den Anschauungen Anderer und in Zukunft wirst Du genöthigt sein, Dich mit Deinem reinen Selbstbewusstsein zu trösten; ob Dich dieses jedoch genügend für die zahllosen Nadelstiche, auf welche Du Dich gefast zu machen hast, entschädigen kann, ist eine Frage, deren Beantwortung ich Dir überlasse. Von der Gesellschaft im Allgemeinen, von Deinen neidischen

Kollegen und von jenen Glücksjägern, die immer auf einen günstigen Zufall lauern, der sie aus aller Noth reißen soll, weil sie zu faul und zu schlaff sind, um das gewichtige Schwert: Arbeit' schwingend, den Mangel aus dem Felde zu schlagen,

darfst Du keine Schonung erwarten. Sie werden wie eine Schaar Krähen über Dich herfallen und die willkommene Gelegenheit ergreifen, auf Dich loszuhacken. Magst Du dann die Schnabelhiebe noch so tapfer abwehren, sie treffen Dich doch bald rechts,

hinwirft für ein nur erträumtes Glück.“

„Das anhören und nicht wahnsinnig werden!“ rief Bernau aufspringend. Sein Gesicht war tief erblaßt, die Stirne gefurcht.

„Nun, wollen Sie, daß ich schweige?“ fragte der Hofrath kalt.

„Nein. Fahren Sie fort!“ Da ich den bitteren Kelch einmal an die Lippen gesetzt habe, will ich ihn auch bis zur Reige leeren. Ich zweifle nicht, daß Sie als Freund zu mir sprechen, aber die Urheber jener nichtswürdigen Wühlereien werden mir Rechenschaft ablegen müssen. Lassen Sie mich wissen, wie tief mein Name schon in den Staub getreten wurde!“

„Ich würde also, zu meinem Sohne gewandt, fortfahren: Je reiner dieser Name auf Dich vererbt wurde, desto mehr hast Du die Pflicht, ihn fleckenlos zu erhalten und jedes Aergerniß zu vermeiden. Nun ist es ja wohl edel und groß, die Geliebte nicht unter dem Vergehen ihres Vaters

leiden zu lassen und muthig um ihretwillen jedem Vorurtheile zu trotzen. Du behauptest, die von Dir Erwählte sei kein gewöhnliches Weib und werth, daß man ihr die höchsten Opfer bringe. Du schilderst sie mir als das schönste, erhabenste,



Natalie. Die Frau heftete einen langen Blick auf den Rechtsanwalt und setzte dann ihren Weg fort.

halb links und endlich bleibst Du kraftlos und todtwund am Wege liegen und verfluchst den Augenblick verhängnißvoller Verirrung, in welchem Du die Achtung Deiner Mitmenschen, die stolze Ueberzeugung, als Ehrenmann dazustehen,

vollkommenste Wesen, das Dir jemals entgegentrat, als ein Wunder dieser Welt. Über Deine glühende Phantasie, die mir ja wohl bekannt ist, führt Dich vielleicht zu weit. Ich erinnere mich, daß Du früher ganz in ähnlicher Weise auch von Anna Dpen sprachst. Wenn nun der süße Zauber, der Dich jetzt umfängt, seine Macht verliert und Dich nicht mehr zu blenden vermag, wenn Du von Tag zu Tag deutlicher und schärfer erkennst; daß Deine Illusionen mehr und mehr schwinden, muß dann nicht eine fürchterliche Ernüchterung folgen? Endlich: kannst Du die Leute zwingen, Deiner Gattin ihre Thüren zu öffnen, sie freundlich und zuvorkommend aufzunehmen, über den Makel, der auf dem Andenken ihres Vaters ruht, über die seltsamen Voraussetzungen, die sich an das große Erbe knüpfen, hinweg zu sehen? Kannst Du das geliebte Weib vor jeder Kränkung, vor jedem Zeichen der Mißachtung schützen, das sich in einem kühlen Gruß, einem absichtlichen Uebersehen, einem hochmüthigen Blick kundgiebt? Und wenn Du es nicht vermagst, wirst Du Dich nicht selbst über alle Begriffe elend, unglücklich und gedemüthigt fühlen?"

Je länger Burgsdorf in dieser Weise sprach, desto niedergeschlagener wurde Bernau. Er hatte das Mißliche der Situation, in welcher er sich befand, zwar nicht verkannt, aber die unabweißbaren Bedenken stets zu beschwichtigen gesucht und nie so ernstlich in Erwägung gezogen.

Nach einigen Minuten düstern Schweigens nahm er wieder seinem alten Freunde gegenüber Platz. Er schien heftig erregt und seine Stimme klang gepreßt und unsicher, als er sagte:

"Von Ihrem Gesichtspunkte aus betrachtet, haben Sie Recht, aber für Sie ist die Zeit stürmischer Leidenschaften vorüber. In meinem Alter würden Sie auch nicht die Kalttherzigkeit gehabt haben, alle möglichen Folgen eines derartigen Schrittes zu überlegen und zu zergliedern."

"Ich huldigte von jeher der Ansicht, ein Mann habe einen höheren Beruf, eine wichtigere Aufgabe, als die Rolle des beliebten Werther zu spielen. Vielleicht war ich nie sehr romantisch beanlagt, ich bin aber fest überzeugt, daß ich mir (im gleichen Falle wie Sie) ehrlich die Nothwendigkeit einer unter solchen Verhältnissen gebotenen Entfagung vorgestellt, und in meiner, mit Erfolg gekrönten Thätigkeit, in der Befriedigung meines Ehrgeizes und in der Anerkennung der Welt Ersatz gefunden hätte. — Ihr Schweigen und der Ausdruck Ihres Gesichtes beweisen, daß Sie selbst zugeben: dies wäre der rechte Weg gewesen."

"Und wenn?" — "Wozu müssen Sie mir das Alles vorhalten?" rief der Rechtsanwalt. "Soll ich mein gegebenes Wort brechen? Kann ich die Erbärmlichkeit begehen, Natalie zu verlassen? Vielleicht habe ich nicht den Erfordernissen der kühlen Vernunft entsprechend gehandelt, als ich ein Mädchen erwählte, dessen Familienname leider kein fleckenloser ist, aber ich würde

es als kleinlich und meiner unwürdig betrachten, könnte mich jetzt die Sorge, falsch beurtheilt zu werden, wankend machen. Ich müßte mich vor mir selbst schämen, wenn es mir an Muth gebräche, den Kampf mit dem Vorurtheil aufzunehmen, und es würde von wenig Energie und Selbstbewußtsein zeugen, wollte ich meinen Willen und meine Entschlüsse der Meinung Anderer unterordnen. In dieser Hinsicht werde ich niemals eine unberechtigte Einmischung dulden. Ihnen, dem langjährigen, bewährten Freunde, dem viel älteren Manne, den ich wirklich wie einen Vater verehere, danke ich für die wohlmeinende Aufrichtigkeit, mit der Sie sich ausgesprochen, und mich auf Schwierigkeiten aufmerksam gemacht haben, die ich erkenne, ohne jedoch vor ihnen zurückzuschrecken. Wüßte ich auch, daß alle Ihre Vorhersagungen eintreffen müssen, so gäbe es jetzt doch keinen Ausweg aus diesen Verirrungen mehr. Es ist zu spät."

"Ein trauriges Wort, wenn es sich auf Dinge bezieht, die unlösliche Konflikte heraufbeschwören und das Dasein zur Hölle machen können. Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so verlassen Sie H . . . , um nach einer anderen Stadt überzusiedeln. Ihre glänzende Befähigung wird Ihnen überall den Weg bahnen. Außerdem wäre ich in der Lage, Ihnen, wenn Sie sich entschließen würden, nach D . . . zu ziehen, Empfehlungen an sehr einflussreiche Personen zu geben. Der Präsident von Sell, der Regierungsrath Trautmann und —"

"Ich muß herzlich dankend ablehnen," unterbrach Bernau gereizt. "Dieses Scheiden gleiche ja einer Flucht. Man soll nicht zweifeln, daß ich den Muth besitze, für meine Handlungen einzutreten. Ich werde auch in H . . . mir und meiner Frau die gebührende Achtung zu verschaffen wissen."

"Ich wünsche von ganzer Seele mich als Schwarzseher und eingebildeter alter Murrkopf gezeigt zu haben," entgegnete Burgsdorf.

Die beiden Männer trennten sich zum ersten Male statt mit innigem Händedruck mit einem kühlhölischen Gruß.

Bernau begab sich unverweilt zu Robert Volkmar. Das soeben gehabte Gespräch hatte seinen Gleichmuth tief erschüttert. Kaum vermochte er der stürmischen Erregung zu gebieten, die sich noch steigerte, als er, in der Wohnung des Referendars angekommen, hörte, dieser sei nicht zu Hause.

"So werde ich ihn erwarten," sagte er zu dem Diener, der ihm bereitwilligst ein elegant ausgestattetes Zimmer öffnete und sich dann zurückzog.

Mit heftig aufwallender Bitterkeit betrachtete der Rechtsanwalt die luxuriöse Einrichtung des Gemaches. Welch' ein plötzliches, gieriges Sichhineinstürzen in die Genüsse des Reichthums! Welch' widerliches Prunken mit dem Gelbe, das den rechtmäßigen Erbinnen entzogen war, ohne daß selbst die eingefleischteste Böswilligkeit jemals gewagt hätte, auch nur den leisesten Tadel in Bezug auf die

beiden Mädchen auszusprechen. In dieser Sucht zu glänzen und in prahlerischer Weise den überraschenden Wechsel der Verhältnisse zur Schau zu tragen, machte sich nicht nur bei Robert, sondern auch bei Natalie ein empfindlicher Mangel an Zartgefühl geltend. Es war der erste herbe Vorwurf, der sich in Bernaus Gedanken gegen die Geliebte erhob und gleich einem häßlichen Schatten ihr strahlendes Bild trübte.

Zu ziemlich später Stunde lehrte Robert heim. Er schien einigermaßen erstaunt, seinen künftigen Schwager, dessen Erregung ihm nicht entging, vorzufinden, begrüßte ihn aber mit weltmännischer Gewandtheit. Sie hatten sich ziemlich fremd gegenüber gestanden, trotz des nahen verwandtschaftlichen Verhältnisses, in welches sie zueinander treten sollten.

Das Gesicht Bernaus zeigte einen so strengen und hochfahrenden Ausdruck, daß Robert sofort errieth, dieser Besuch bezwecke nicht, einen innigeren Verkehr herbeizuführen.

"Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen," sagte er, auf einen Lehnstuhl deutend. "Nach Ihrer Miene zu urtheilen, fürchte ich fast, daß Sie eine unangenehme Nachricht überbringen."

"Ich komme vielmehr, um mir eine Erklärung zu erbitten," erwiderte der Rechtsanwalt in eisigem Tone. "Wie ich höre, hat man es sich angelegen sein lassen, meiner Verlobung mit Ihrer Schwester die niedrigsten Motive unterzuschieben. Man hat mich geradezu einer verächtlichen Spekulation angeklagt und ich frage jetzt: ob Ihnen der Urheber jener schändlichen Gerüchte bekannt ist?"

"Die Art, wie Sie diese Frage stellen, bringt mich beinahe auf die Vermuthung, daß Sie mich für denselben halten. Darf ich nun meinerseits bitten, mir mitzutheilen, wer die Lebenswürdigkeit hatte, den Denunzianten zu spielen?"

"Ich fühle mich nicht verpflichtet, hierauf zu antworten, sondern verlange Ihre Rechtfertigung zu hören. Wodurch vermögen Sie diese empörende Beschuldigung zu begründen?"

"Empörende Beschuldigung? Verächtliche Spekulation? Schändliche Gerüchte? Ich verstehe Sie nicht, mein Herr? Sie sagen das Alles in so strafendem Tone und mit so strenger Miene, als hätten Sie einen Schulknaaben vor sich, der irgend eine Ungezogenheit beging, die er sich einzugestehen fürchtet. Ich leugne keineswegs, daß unter meinen Freunden von Ihnen gesprochen wurde und zwar ganz genau in der vorhin angedeuteten Weise. Aber was hat das auf sich? Wer klagt Sie deshalb an? Wird es heutzutage vielleicht als ein Verbrechen betrachtet, nach einer glänzenden Wittig zu streben? Scheuen sich junge Männer aus den besten Familien, ganz unummunden zu erklären, sie könnten und würden nur unter den reichen Mädchen wählen? Das bringt unsere, dem Luxus und den raffinierten Genüssen huldigende Zeit mit sich. Wenn also behauptet wird, die Gunst des Schicksals

habe Ihnen einen raschen Einblick in die Absichten Alfels gewährt und Sie seien vernünftig genug gewesen, diesen glücklichen Zufall zu benutzen, was ist damit Ehrenrühriges ausgedrückt? Ich gebe Ihnen die bestimmte Versicherung, daß nicht einer von uns daran dachte, Sie deshalb zu tabeln. Der kluge Schritt erregte im Gegentheil Beifall. Wir bilden keinen Verein schwebelüthiger Philister, die über Alles streng zu Gericht sitzen. Uebrigens sind Sie falsch berichtet. Nicht ich lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf den Umstand, daß Sie bei Gelegenheit einer langen und aufgeregten Unterredung mit dem Wucherer Kenntniß von dem Vorhandensein eines zu Gunsten meiner Schwester verfaßten Testaments erlangt haben könnten, sondern der Ranzlekrath Olsen that es. Der alte Herr vermag den Gram über den doppelten Verlust, den seine Tochter erlitten hat, nicht zu überwinden. Wir haben viel darüber gelaht.

„Sprechen Sie mit Achtung von der jungen Dame, oder noch besser: sprechen Sie überhaupt nicht von ihr. Dieser Name ist zu gut, um einer Versammlung übermüthiger junger Leute zur Zielscheibe des Spottes zu dienen“, verwies der Rechtsanwalt mit scharfer Betonung.

Robert verbeugte sich ironisch, fuhr aber dann mit gänzlich verändertem Tone, der eben so viel Bitterkeit als Sorge ausdrückte, fort:

„Lassen wir jetzt jeden erzwungenen Scherz bei Seite. Die Sache ist ernst und verdient auch so behandelt zu werden. Ich gestehe, daß die sehr entschieden geäußerte Ansicht des Herrn Rathes mich höchst peinlich berührte, um so mehr, als man derselben wohl entgegentreten, sie aber nicht entkräftigen kann. Denn leider bleibt es Thatsache, daß Sie eine Unterredung unter vier Augen mit Alfel hatten und ebenso wenig läßt sich leugnen, daß der fränke Mann im Zustand hochgradiger Erregung oft Vorgänge verrieth oder doch wenigstens andeutete, die er sonst eifrigst zu verbergen bemüht war. Ohne Sie beleidigen zu wollen, muß ich zugeben: auch in mir wurde ein gewisses Mißtrauen geweckt. Das Glück meiner Schwester ist mir theuer und ich sah es bedroht. Welche Garantie für dasselbe konnte mir nun ein Mann bieten, der sich ihr vielleicht nur aus schändlicher Habgucht genähert hatte? Ich will die Aufrichtigkeit so weit treiben, Ihnen zu gestehen, daß ich gegen Natalie meine Zweifel und Befürchtungen aussprach. Ich hielt es für meine Pflicht, das zu thun; doch ihr Vertrauen ist nicht minder groß als ihre Liebe und meine nur von brüderlicher Sorge diktierten Worte erregten ihren Zorn. Mit Entrüstung wies sie meine Warnung zurück und als ich sie so vor mir stehen sah, konnte ich nicht umhin, zu denken: Sie hat wohl das Recht, sich um ihrer selbst willen erwählt zu glauben. Die Erde trägt kein herrlicheres Geschöpf!“ Von diesem Augenblick an gab ich mir Mühe, das Gerede, welches nicht verstummen wollte, zu überhören, die Andeutungen, die mein Blut siedend machten, nur mit einem kühlen Lächeln,

einem Achselzucken zu beantworten und die ganze Angelegenheit als das zu betrachten, was sie in der That ist: als eine Sache, die gewissermaßen Mode geworden — als ein erlaubtes Spiel in der großen Lotterie des Lebens.“

Bernau sah lange schweigend und finstern vor sich hin. Seine schlimmsten Ahnungen hatten sich bestätigt. Sein Stolz und Selbstbewußtsein waren schwer getroffen. Er fühlte sich gedemüthigt, erniedrigt in seinen eigenen Augen und in denen Anderer. Diese peinliche Empfindung steigerte seinen Widerwillen gegen Robert Volkmar. Die Abneigung, welche ihm der jüngere Bruder seiner Braut stets eingestößt hatte, schlug in dieser Stunde noch tiefere Wurzel. Der Rechtsanwalt gehörte zu jenen Menschen, die Niemandem gern einen Einblick in ihr Inneres gestatten, die nicht zucken, wenn sie ein von der Hand der Noth oder Mißgunst geschleudertes Steinwurf verwundet, aber die auch niemals verzeihen und vergessen, sondern die Erinnerung an erlittene Kränkungen, dem mildern Einfluß der Zeit zum Trotz, ewig bewahren.

Je tiefer er sich verlegt fühlte, desto eifriger Hochmuth malte sich auf seinem Gesichte und sprach aus dem Tone seiner Stimme, als er erwiderte:

„Ich glaube, daß Ihr Argwohn“, so schmählich er auch ist, einige Berechtigung hat. Ihn bekämpfen zu wollen, wäre aber erstens nutzlos, zweitens hieße es Denen, die nicht an mich glauben, zu viel Ehre anthun, wenn ich mich Ihnen gegenüber vertheidigen und sie von der Reinheit meiner Absichten zu überzeugen suchen wollte. Ich unterlasse es daher. Doch so viel sei gesagt: nur die Leidenschaft, welche ich für Ihre Schwester faßte, ließ mich über das dunkle Räthsel der Vergangenheit hinwegsehen. Ich warb um das arme Mädchen. Daß Alfel in ebenso überraschender als ungerechter Weise über seinen Reichtum verfügen würde, ahnte ich damals nicht und bedaure es tief. Ich fürchte, dieses Vermächtniß wird uns allen zum Fluch werden, und könnte Natalie sich jetzt noch zu einem Verzicht auf dasselbe entschließen, so stände sie in meinen Augen hoch, wie kein anderes Weib der Erde.“

„Aber erlauben Sie mir Ihnen zu bemerken, daß sie damit eine ganz unverzeihliche Thorheit beginge!“ rief Robert lebhaft. „Bedenken Sie selbst! Diese Resignation würde ins Lächerliche gezogen werden. Und dann — wie sollte meine Schwester, nachdem sie sich an den Luxus, an die Befriedigung ihrer tollsten Launen gewöhnt hat, ihr Vermögen aufgeben und sich mit einem einfachen, bürgerlichen Haushalt begnügen? Mehr als das vermöchten Sie ihr doch gegenwärtig nicht zu bieten. Wenn je ein weibliches Wesen, so ist gerade sie geschaffen, wie ein leuchtender Edelstein in kostbarer Fassung zu prangen. Ihre Schönheit bedarf gewissermaßen eines aus Licht und Gold gewobenen Hintergrundes. Als Repräsentantin großer Reichtümer ist sie in ihrem Element. Sie spielte lange genug das Aschenbrödelchen, jetzt wird sie den Diamanten, die aus ihrem Haar blitzen

und ihren Hals, ihre Arme schmücken, den schimmernden Gewändern, die ihre Gestalt umwallen, schwerlich zu entsagen bereit sein. Ein solches Opfer können — dürfen Sie ihr nicht zumuthen.“

„Wenn sie es mir nicht freiwillig darbringt, werde ich sie nicht zu zwingen suchen, jedenfalls aber thun was mir die Ehre vorschreibt und den Beweis liefern, daß ich niemals nach dem Gelde jenes unglücklichen, von aller Welt gemiedenen Mannes strebe“, erwiderte Bernau, sich fremd und frostig verabschiedend.

Unfägliche Erbitterung erfüllte seine Seele und doch mußte er sich sagen, daß er im gleichen Falle ebenso geurtheilt hätte. Die bedenklichen Folgen seines raschen Schrittes standen ihm jetzt klar vor Augen, aber trotzdem vermochte er denselben nicht zu bereuen, denn er liebte Natalie immer noch glühend, obgleich er sich nicht mehr über ihre Schwächen und Fehler täuschte; ja, vielleicht war sie ihm gerade deshalb theurer als je! Vollkommener Seelenadel, engelgleiche Reinheit, unwandelbare Sanftmuth erwecken wohl Bewunderung und Ehrfurcht, aber selten rasende Leidenschaft.

Es war an diesem Abend bereits zu spät geworden, als daß der Rechtsanwalt seine Braut noch besuchen konnte, allein die Sehnsucht führte ihn an dem Hause vorüber, das die Geliebte bewohnte. Die meisten Fenster desselben waren bereits in Dunkel gehüllt und nur einige noch erleuchtet, unter diesen die des kleinen blauen Salons, der selten benutzt wurde, da er eigentlich nur zur Verfügung der Frau Volkmar stand. Die Wittve verließ jedoch ihre beiden Zimmer, in welche man auf ihren Wunsch die alte, seit ihrer Verheirathung benutzte Einrichtung gebracht hatte, kaum jemals. Die schweren Uebergardinen waren nicht zugezogen, nur die weißen Vorhänge geschlossen und an diesen sah man Schatten vorübergleiten. Bernau meinte die Umrisse zweier weiblicher Gestalten zu erkennen. Die eine — hoch und imponierend — mochte wohl Natalie sein, die andere vielleicht Frau Marianne. Doch nein — diese war ja ebenso groß wie ihre Tochter, obgleich sie sich etwas gebeugt hielt, und auch der Gesellschafterin stattliche Erscheinung hatte keine Ähnlichkeit mit dem schlanken, beweglichen Figürchen, das wiederholt an dem Fenster vorüberhuschte und einmal sogar den Vorhang etwas bei Seite schob, um hinaus zu sehen. Dieses, nur von seinen Herrschaften und der Geldaristokratie bewohnte Stadtviertel wurde fast taghell beleuchtet und von dem blauen Salon aus konnte man mehrere sich kreuzende Straßen und eine lange, über den Strom führende Brücke ziemlich deutlich übersehen.

Natalie schien also noch Damenbesuch zu haben. Der Rechtsanwalt war erfreut. Er hatte oft bedauert, daß es seiner Braut vollständig an Gesellschaft gleichalteriger Mädchen fehlte und gedacht, sie müsse sich mitunter recht vereinsamt fühlen.

Plötzlich verschwanden die schattenhaften Umrisse, bald darauf wurde die Hausthür geöffnet und eine elegant gekleidete, aber nicht mehr in jugendlichem Alter stehende

Frau trat heraus und entfernte sich mit schnellen Schritten. Erstaunt blickte Bernau der Fremden nach. Ihr Gang, ihre Haltung, die ganze Art und Weise, wie sie, ein Mädchen vor sich hinstummend, ohne Begleitung durch die schon ziemlich menschenleere Straße ging, zeigte, daß sie durchaus nicht zu den Frauen von Erziehung und Bildung gehörte und mißfiel ihm im höchsten Grade. In welchen Beziehungen konnte sie zu Natalie stehen? „Jedenfalls eine Modistin oder Kleidermacherin“, dachte er und begab sich, ohne der Sache weitere Wichtigkeit beizulegen, selbst auf den Heimweg.

Die lange, bogenförmige Brücke überschreitend, erblickte er plötzlich am Ende derselben abermals die Fremde, die er unterdessen aus den Augen verloren hatte. Sie war jetzt jedoch nicht allein, sondern im eifrigsten Gespräche mit einem Mann von herkulischer Gestalt begriffen. Als dieser den Näherkommenden bemerkte, flüsterte er seiner Gefährtin einige Worte zu und entfernte sich sehr rasch. Die Frau heftete einen langen Blick, der ebenso viel Dreistigkeit als Neugierde verrieth, auf den Rechtsanwalt und setzte dann ebenfalls ihren Weg fort, aber in entgegengesetzter Richtung und ohne sich zu beeilen. Sie wandte sogar nochmals den Kopf und trug eine auffallende Ungenügsamkeit zur Schau. Bernau schenkte ihr keine Beachtung, seine Gedanken waren mit dem Manne beschäftigt. Er fragte sich, wo er diese Athletengestalt mit dem struppigen Vollbart und dem aufgedunsenen Gesicht schon gesehen habe, und mit einem Male leitete ihn die Erinnerung auf die rechte Spur. Als Assessor hatte er vor mehreren Jahren den Gerichtsverhandlungen beigewohnt, bei welcher der Buchbinder Franz Urban Angeklagter war. Es war ein Prozeß wegen Hehlerei gewesen, doch der schon vielfach theils wegen Körperverletzung, theils wegen Veruntreuungen vorbestrafte Beschuldigte konnte damals nicht überführt werden und wurde wieder auf freien Fuß gesetzt. Trotzdem galt er für einen höchst übelbeleumundeten Menschen, auf welchen die Polizei ein scharfes Auge hatte. Und dieses verdächtige Subjekt hielt zu später Stunde Zusammenkünfte mit der Person ab, welche von Natalie empfangen wurde, ja, eben erst von ihr kam. Der Rechtsanwalt schüttelte mißbilligend den Kopf und beschloß, seine Braut ernstlich zu warnen.

XXII.

Als der junge Advokat am nächsten Tage Natalie aufsuchte, fand er sie reizender als je, obgleich diesmal selbst sein Eintritt keine Rosengluth auf ihre Wangen zu zaubern vermochte. Sie blieben schneebleich, aber das Feuer der großen dunklen Augen strahlte um so berückender und hatte im Verein mit dem feuchten Purpur der halbgeöffneten Lippen, welche die bläulich schimmernden Zähne sehen ließen, etwas Sinnbethörendes. Die Macht dieser entzückenden Reize mahnte an die unheimliche Schönheit seltener Tropenblumen deren süßer Duft berauscht und vergiftet.

Wieder fühlte sich Bernau von jener Empfindung schwindelnden Glückes erfaßt, welches alle Gedanken an Vergangenheit und Zukunft verdrängt und uns nur in den Wonnen der Gegenwart schwelgen läßt. Der halb stürmisch-zärtliche, halb zürnende Empfang, der ihm seines gestrigen Fortbleibens wegen zu Theil wurde, machte ihm die inhaltschwere Unterredung mit Hofrath Burgsdorf und die auffallende Begegnung mit der Fremden und dem berüchtigten „Franz Urban“ vergessen. Aus diesem Glück wurde er durch die Frage seiner Braut: wo er den verflossenen Abend zugebracht habe, gerissen.

„Was mich abhielt, zur gewöhnlichen Zeit zu erscheinen, werde ich Dir später mittheilen“, erwiderte er, während sein Blick sich verdüsterte. „Mußte ich gestern aber auch darauf verzichten, Dich zu begrüßen, so war ich nichtsdestoweniger in Deiner Nähe und weiß, daß Du Dich noch zu sehr vorgerückter Abendstunde in dem blauen Salon befindest und zwar in Gesellschaft einer Frau, die ich sodann aus dem Hause treten sah.“

„Ah — Du schwärmtest unter meinen Fenstern“, scherzte sie, aber ihr Lachen klang gezwungen und gleichzeitig, um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen, wandte sie sich an die Gesellschafterin und sagte; „Würden Sie wohl die Güte haben, auf die neben Ihnen befindliche Klingel zu drücken, Frau Keller? Der Thee könnte jetzt servirt werden.“

Die alte Dame kam der Aufforderung mit ersichtlich langsamer nach.

Der Rechtsanwalt besaß eine zu scharfe und wohlgeübte Beobachtungsgabe, als daß ihm die augenblickliche Verlegenheit Nataliens entgangen wäre.

„Wer war die Fremde?“ forschte er.

„Eine Frau, die viel Unglück erlebte und sich mit einer Bitte um Unterstützung an mich wandte“, antwortete Natalie möglichst unbefangen. „Ich will ihr behilflich sein, sich eine neue Existenz zu gründen.“

„Wie eine Bedürftige sah sie indeß nicht aus. Ich gestehe, daß der Eindruck, den sie auf mich machte, ein höchst ungünstiger war und daß ich im Besonderen nicht viel Gutes von ihr halte.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Dorfprinzessin.

Roman von B. W. Capri.
(Nachdruck verboten.)
(Fortsetzung.)

Sepp konnte nicht an die Arbeit, es schmerzten ihn alle Knochen, und er hatte noch immer das Gefühl, als würde er an der Kehle gedrückt und strangulirt. Ihm war es sehr lieb, daß er ein paar Tage in seiner Kammer bleiben mußte, wenigstens kam er dadurch Marie, deren Anblick sein böses Gewissen schonte, nicht vor Augen. Doch bald besserte sich sein Zustand, und die erste Menschenseele, der er im Hof begegnete, war die Gefürchtete.

Marie blieb stehen; sie sah ihm fest in's Auge und sprach: „Was hattest Du Mittwoch Abends in meiner Kammer zu suchen, Sepp?“

Dem Burschen stieg vor Verlegenheit und Angst das Blut in die Wangen und Stirn. Zudem sah er eine der Mägde, die Margaret, in bedenklicher Nähe herumschleichen. „Kreuz, Donner!“ fluchte er innerlich, „jetzt hat sie mich, die Marie, jetzt kann mir nur Keckheit helfen.“ Er hielt ihren Blick lächelnd aus, that einen herzhaften Zug aus der Pfeife, die er fast nie ausgehen ließ, und blies ihr eine Rauchwolke in's Gesicht. „Neb' doch mit so g'spässig mit mir,“ antwortete er, „weißt es ja, wie gut wir miteinander steh'n.“

Das Mädchen fuhr, als hätte sie eine Natter gestochen, empor, so daß der Glende meinte, im nächsten Augenblick ihre Nägel im Gesicht spüren zu müssen. Doch Marie biß nur die Lippen zusammen und schluchzte auf wie in schwerer Qual — dann wurde sie wieder ruhig. Die schweren Thränen, die über ihre Wangen rollten, ihre bleichen, bebenden Lippen gaben Zeugniß von dem Schmerz, den sie empfand.

Dies machte auf Sepp mehr Eindruck, als es die schimpflichsten Worte hätten thun können, und er wünschte sich tausend Meilen weg von da, um dies gute Mädchen, das ihm nie etwas zu Leide gethan, nicht weinen sehen zu müssen.

„Sepp,“ sagte sie endlich, „was hab' ich Dir gethan, daß Du so gegen mich handelst? Wenn das Dein Mutterl wüßt, Sepp, die, wie sie's selber eingesteht, ohne meine Pflieg' vielleicht schon unter der Erd' läge!“

Unter diesem sanftem, schmerzlichen Vorwurf senkte der Schuldbemerkte die Augen; er kam sich in diesem Augenblick vor, wie der schlechteste Mensch in der Welt; hätte er nicht an Christl gedacht, er hätte alles gut zu machen gesucht.

„Wenn ich's recht bedent“, fuhr Marie fort, „schlecht grad' bist nie g'wesen, nein, niemals. Da muß etwas anders d'runterstecken; hat Dich vielleicht wer angehezt — vielleicht die Christl?“

Nun war es an Sepp, aufzufahren; wild und trotzig rief er: „Was hast mit der Christl? Hü't Dich! Daß Du mir der Christl ihren Namen nit in der Sach' nennst, sonst — hast es mit mir zu thun! Verstehst mich?!“

Es war grade, als wenn aus seinen zornflammenden Augen ein Blitz in Mariens Erkenntniß gezündet hätte. „Also sie — die Christl ist's!“ sagte sie mehr vor sich hin als zu Sepp gewendet. „Hab' ich mir's nit gedacht? Sie also ist's; ja, jetzt kann ich mir's zusammenreimen, jetzt wird's mir schon klar werden, wie das alles zusammenhängt.“

„Noch einmal rath' ich Dir's,“ knurrte der Bursche, „die Christl laß' aus'm Spiel!“

Dröhnenden Schrittes verließ er den Hof.

Marie begab sich zu dem Kranken, bei dem allmählich das Fieber nachließ.

Der Hofbauer erfreute sich einer geringeren Besserung, das heißt, er saß nun im Lehnstuhl, statt im Bett zu liegen. Die Kräfte aber wollten nicht zunehmen, und auch die Stimmung änderte sich nicht. Bläß, mager und abgepannt saß er Stunde um Stunde da, starrte vor sich hin und hörte kaum auf Christl's eindringliches Vorlesen aus Andachtsbuch und Zeitung, worin sie jetzt Marie ersetzen mußte, welche letztere, obwohl halb krank, wie gewöhnlich im Hauswesen thätig war.

Weber Christl noch Marie aber fühlten sich berufen, dem noch immer äußerst entkräfteten Kranken von dem vorgefallenen eine Mittheilung zu machen. Marie schweig, um ihn zu schonen, Christl, weil sie seinen Scharfsinn und seinen Einfluß auf Sepp, der um keinen Preis sprechen durfte, fürchtete.

In einer schwer zu beschreibenden Stimmung vollbrachte die arme Marie ihr mühsames Tagewerk. Nichts zerstreute sie auch nur für einen Augenblick von dem, was sie erlitt, unter dessen Last sie fast zusammenbrach, ohne daß das Bewußtsein ihrer fleckenlosen Unschuld ihr auch nur die geringste Erleichterung gebracht hätte. Sie war gebrandmarkt. Mit ruchloser Geschicklichkeit war vor all' den Menschen, welche sie bisher geschätzt und geachtet hatten, der Beweis erbracht worden, daß sie nichts anderes sei, als eine Scheinheilige. Im Haus und auf der Gasse las sie es in jedem auf sie gerichteten Blick; sie hörte es aus jedem Flüstern heraus, wofür man sie hielt. Mit empörender Frechheit begegnete ihr der Großknecht, mit unerträglicher Mißachtung ihre Base.

Die allgemeine Meinung war gegen sie; selbst ihr Bräutigam hatte sich in seinem Benehmen ihr gegenüber sehr geändert.

Auch Anton war sehr zu bedauern; er schwankte, wie er sich sagte, zwischen Himmel und Hölle. Wenn Marie an seinem Halse hing, wenn er ihr treues blaues Auge sah, hätte er schwören können, sie sei schuldblos, sie liebe ihn treu und innig und habe ihn stets so geliebt. Doch fern von ihr quälte ihn oft der Zweifel mit grimmiger Wuth, erfaßte ihn die Furcht, dadurch lächerlich zu werden, daß er eine Vertrauensseligkeit bekundete, die auch nicht eine Seele begriff.

So vergingen den beiden braven Menschen, gegen deren Glück sich zwei Elende verschworen hatten, die Tage und Wochen in einer wahren Qual.

VI.

Es war Sonntag. Der Hofbauer saß an dem kühlen, nebligen Herbsttag auf seinem großen Lehnstuhl am leicht angebaulenen Fenster der vordern Stube und sah trüb und mißmuthig wie immer hinaus. Die Stube war schon geheizt; denn es fror den alten Mann immer an Händen und Füßen, weshalb man ihn überdies noch in Decken einhüllte. Das Blut stieß eben immer träger durch die Adern des Kranken und wollte nicht mehr so recht wärmen.

Die Dörfler kamen gruppenweise aus der Kirche; er kannte sie alle von Kindesbeinen an. Fast alle mußten sie an seinem Hause vorüber, aber selten verirrte sich ein Blick zu dem Fenster, an welchem der Leidende saß; er lebte ja schon lange nicht mehr unter ihnen, war bei lebendigem Leib wie ein Abgestorbener und hatte es ja in seiner Verbitterung auch nicht anders gewollt. Ob er wohl noch je mit ihnen zur Kirche wallen würde? Kaum; denn seit seiner schweren Krankheit schleppte er, wenn er sich einmal erheben konnte, den linken Fuß nach. Es war ihm manchmal, als wäre kein Leben mehr darin. Wie Gott wollte; seine Angelegenheiten hatte er geordnet, sein Testament gemacht; er war mit dem Leben fertig.

Plötzlich ging die Thür hinter ihm, und ein zögernder Schritt nahte sich. Es war der Großknecht. „Was willst?“ fragte der Hofbauer.

Sepp blieb die Antwort schuldig. In eigenthümlicher Befangenheit, die doch sonst nicht seine Sache war, drehte er den Filzhut zwischen den nervigen Händen.

Der Hofbauer bemerkte, daß Sepp seinen schönsten Staat trug. „Gehst etwa zu einer Hochzeit?“ fragte er.

Sepp hätte um die Welt noch nicht reden können; es schlug ihm das Herz bis an den Hals. Zu dieser Stunde kam es ihm garnicht so sicher vor, daß der Hofbauer seine Werbung freundlich aufnehmen würde; die Klust, die zwischen dem reichen Bauer und seinem Großknecht bestand, kam ihm in diesem Moment mehr als je zum Bewußtsein. Er mußte es sich öfter wiederholen, daß er ja mit Christl's Einwilligung hier stehe und daher ein Recht habe, das auszusprechen, was ihm trotzdem nicht recht von der Zunge wollte.

Der Hofbauer sah sich erstaunt nach dem Burschen um. „Na, wird's bald? Stell' Dich doch vor mir, statt da hinten wie ein Bettler zu stehen, daß man sich völlig den Hals ausrenken muß, um Dir in's Gesicht zu schauen! Muß recht was rares sein, was Du mir zu sagen hast, weil Du Dich mit der Sprach' garnit heraustraußt und mir nicht einmal in's Gesicht schauen kannst!“

Sepp raffte sich auf. „Oho, Hofbauer!“ sagte er jetzt mit zuvor etwas erhobener, aber noch immer unsicherer Stimme, „warum sollt' denn ich Euch nit in's Gesicht schauen können? 's ist nichts unrechtes, was ich von Euch verlang'.“

„Dann heraus damit!“ knurrte der Hofbauer.

Beinahe hätte der Großknecht bei dem ersten Blick, den er auf seinen Herrn warf, die Augen wieder zu Boden gesenkt; denn aus dem bleichen durch Krankheit und inneres Leiden entstellten Gesicht schauten die großen, blitzenden Augen ihm noch ebenso ernst und gebieterisch entgegen wie ehedem.

„Na ja, Hofbauer — 's ist halt so ein' eigene Sach',“ begann Sepp; „in einer Weise habt ihr recht gerathen — von einer Hochzeit ist die Red' dabei.“

Der Hofbauer wurde aufmerksam. „Willst etwa selber heirathen?“ fragte er; „mit was denn nachher? Einen Großknecht mit Weib und Kind könnt' ich nit erhalten; da thät wohl Dein Lohn nit langen.“

„Vielleicht doch wohl, Hofbauer,“ entgegnete der Großknecht kurz.

„Kann nit sein!“ entschied der Hofbauer. „Du weißt recht gut, daß bei mir der Knecht den ganzen Tag wacker zu schaffen hat, wenn er mich zufriedenstellen will und die Arbeit nit zurückbleiben soll. Der Lohn ist freilich danach, langt aber doch nur für einen. Den Gedanken an's Heirathen kannst nur gleich aufgeben, Sepp; thät mir leid, wenn ich mich jetzt, nachdem wir so viele Jahre mit einander wirthschafteten, um einen andern Großknecht umschauen müßt'.“

Sepp lächelte verlegen. „Und doch hätt' ich gemeint, grad' Ihr, Hofbauer, solltet mir zu einer Hausfrau verhelfen.“

Der Hofbauer runzelte die Stirn. „Was soll das heißen, Sepp? Ich will nit hoffen, daß Du Dir einen Spaß mit mir machst!“

„Gar nit, Hofbauer! 's ist mein Ernst; denn die ich im Sinn hab', das ist Eure Christl.“

„Was?! Mensch! Deutlich red'! Was hätt' denn mein' Christl mit Deiner Hochzeit zu schaffen?“

„Mein Weib will sie werden, Hofbauer,“ sagte der Bursche ernst und kurz.

Dem Hofbauer gab es einen förmlichen Stoß; er fuhr mit dem Oberkörper in die Höhe und wäre aufgesprungen, wenn die kranken Beine es zugelassen hätten. „Was sagst Du?!“ rief er mit vor Zorn bebender Stimme. „Dein Weib soll meine Christl werden? Hast schon so stark aufg'laden heut' früh, oder bist aus dem gestrigen Raufsch noch nit aufg'macht?!“

In den Augen des Großknechtes blitzte es auf; doch er kämpfte seine Empfindlichkeit nieder. Derjenige, welcher vor ihm saß, war ein kranker Mann und zudem Christl's Vater, den er nicht erzürnen, sondern sich möglichst geneigt machen mußte. „Hofbauer,“ sagte er daher ruhig, „wenn ich Euch auch nicht recht bin, der Christl bin recht, so wie ich geh' und steh'; wir sind einig mit einander.“

Der Hofbauer griff sich an den Kopf. „So wär's also wirklich Dein Ernst mit der Christl?“ fragte er mit heiserer Stimme; „ich hab' meiner Seel' g'meint, Du träumst.“

„Es ist mein voller Ernst; ich weiß garnit, was da viel zu verwundern ist, schlechter als ein anderer bin ich auch nit, vielleicht besser als mancher, der's nit ehrlich meint, und Eure Christl nit so lieb hat, wie ich.“

„So hat denn der Teufel die Dirn' geblend'!“ schrie der Hofbauer, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug.

„Da ist gar keine Teufelei dabei, wenn sich Zwei versteh'n,“ erwiderte Sepp ruhig. „Ihr müßt es kaltblütig nehmen, Hofbauer! 's ist halt einmal so.“

„Ich sag' Dir aber, es ist nit, und wird nie werden, so lang ich leb'! Die Hofbauers Christl und mein Großknecht, dds wär' mir ein sauberes Paar!“

„Werst mir nicht meine Armuth vor, Hofbauer! An der Wieg' ist's mir nit g'ungen worden, daß ich einmal im Dienst mir mein Brod werd' verdienen müssen. Mein Vater, das weiß der ganze Ort, war ein Mann am Fleck; es wird wenig g'fehlt haben, daß er so reich war wie Ihr, Hofbauer — daß er nachher Unglück gehabt hat —“

„Unglück?! Verwirthschafte hat er sein Sach', das ist der Unterschied zwischen ihm und dem Hofbauer, und während der Hofbauer, Gott sei's gedankt, genug Geld hat, um einem reichen Schwieger auch noch etwas vorgeben zu können, hat der Müllerhans, Dein Vater, Euch als Bettler zurückgelassen, Deine Mutter und Dich. Das ist der Unterschied, Sepp, das ist er.“

„Hofbauer!“ fuhr Sepp, seiner kaum mehr mächtig, auf; „bei meiner armen Seel!“

„No, und was nachher? Spar Dir' Deine Kurasch! Kaufen kannst nit mit mir; wenn der Hofbauer nit krank, wenn er kein elendiger Krüppel g'word'n wär', nähm' er's schon mit seinem Knecht, dem Müller-Sepp auf, und wahrscheinlich wär' der Bursch jetzt schon durch das Fenster da mitten auf die Straßen geflogen!“

Sepp war fürchtbar anzusehen. Wie viel Gewalt er angewendete, um seiner inneren Empörung Herr zu werden, war in seinem verzerrten Gesichte deutlich zu lesen. Lippen und Wangen waren erbleicht, die Augen schossen Blitze, an seiner Stirn schwellen die Adern an, und die breite Brust hob sich in gewaltigen Athemzügen. „Wenn ich Euch zu arm, zu schlecht bin, Hofbauer, steh's bei Euch, mir zu sagen: „Sepp, mein Christl geb' ich Dir nit.“ Das ist Euer Recht als Vater; aber mich zu verhöhnen und zu beleidigen, dazu habt Ihr kein Recht! Was habt Ihr mir vorzuwerfen außer meiner Armuth? Hab' ich Euch nit acht Jahre lang treu gedient, alle meine Kräfte angestrengt und Euch meinen besten Willen bewiesen? Versteh' ich etwa nichts von der Landwirthschaft? Habt Ihr mir nit an Lohn zugelegt, seit Ihr krank seid und mir erst neulich gesagt, Ihr könntet Euch ganz auf mich verlassen, und das wär' Euer Glück jetzt, wo Ihr nit selber zum Rechten schauen könnt? Und — bin ich vielleicht sonst ein wilder Bursch? Bin ich ein Säufer, ein Spieler? Geh' ich nit vielmehr so gut wie möglich mit meinem bißel Geld zu Rath und erhalt' davon in Ehren mein liebes Mutterl? Schämt Euch, Hofbauer, mir meine Armuth vorzuwerfen! Besser wär's gewesen, Ihr hättet Euer Lebtag Eure Pflichten so gut erfüllt, wie ich, hättet auf Euer Kind so sorgsam gesehen, wie ich auf meine alte Mutter, hättet der Christl nit so von Kindesbeinen an das Beispiel von Hoffart und Geringschätzung gegen andere gegeben, so daß das hoffärtige Dirndl von allen verachtet und keinen andren Kreter im Dorf mehr kriegt, als den armen, aber

doch — das müßt Ihr zugeben — braven Menschen, Euren Großknecht, der sie nit ums Geldes willen freit, wie so mancher andre, sondern treu und von ganzem Herzen lieb hat, so lieb, wie sie vielleicht gar kein anderer noch gehabt hat. Die Lieb' — die riesengroße Lieb', die der arme Sepp zu Ihr hat — seht, Euer Christl ist gerechter als Ihr, die sieht es ein, sonst hätt' sie mir nit g'sagt: „Red' mit meinem Vater.“ Und ich den', Hofbauer, Eure Christl, gegen die sich der eigene Vater so veründigt hat, daß er sie nach und nach zu der herben, hoffärtigen Dirn' erzogen hat, die jetzt verlassen ist von aller Welt, wird mit dem armen, aber fleißigen Sepp nit schlechter fahren, als mit einem anderen. Und ich kann Euch's auf Euer Gewissen sagen, jetzt, wo die Christl „Ja“ sagt, habt Ihr keinen anderen Grund „Nein“ zu sagen, als Eure verdammte Hoffart, die schon so viel Unheil angerichtet hat. Ueberlegt's Euch noch Hofbauer!“

Der alte Mann saß da wie im Traum, und je weiter Sepp in seiner Rede kam, desto mehr und mehr sank er in sich zusammen. Ja, er hatte recht, der Sepp. Alles, was dieser Knecht dem unglücklichen Mann unbarmherzig vorhielt, noch unbarmherziger hatte es ihm das Gewissen zugemurmelt; es war nicht zum Schweigen zu bringen, und dieses Gewissen sagte ihm jetzt, daß, wenn er vielleicht die Augen für immer schließe, es für sein Kind nicht das schlimmste wäre sich auf Sepp stützen zu können.

Sepp wurde es bei dem Schweigen seines Herrn unheimlich zu Muth. „Ich kann geh'n, wie mir scheint,“ sagte er trozig. „Adies Hofbauer!“

Er wendete sich der Thür zu.

Der Hofbauer blickte auf. „Bleib!“ sagte er in schleppendem Ton. „S'ist, leider Gottes manches wahr in dem, was Du gesagt hast; das muß ich einsehen. und wenn Dich die Christl mag und Du sie lieb g'nug hast, daß Dir die Geduld mit ihr nit ausgeht, hab' ich, wenn Du sie als Dein rechtschaffenes Eheweib treu und redlich halten willst, nichts dagegen.“

„Hofbauer!“ stieß Sepp freudig erregt aus und machte einen förmlichen Luftsprung; sein Gesicht glänzte von eitel Glückseligkeit.

„Du bist ja gar lustig,“ bemerkte der Hofbauer in herbem Ton; „meinst vielleicht, ich werd' Euch auf ja und nein Haus und Hof übergeben und mich ins Ausgeding zurückziehen, weil ich jetzt krank und schwach bin? Daraus wird nichts mein lieber Sepp. Ich bin nit so dumm! Hab' keinen Verlaß auf die kindliche Lieb' von meiner Tochter und auf ihre Pfleg'; ich behalt' mir lieber die Marie, so lang der Anton sie mir läßt. Ueberhaupt bleibt, so lang Leib und Seel' beisammen ist, in meinem Haus alles beim alten! Verstanden? Ich bin der Herr! Durch meine Hand geht alles. Euer Auskommen werdet Ihr haben. Ihr lebt hier bei mir. Die zwei Stuben nebenan richt' ich Euch ein. Deine Obliegenheit bleibt dieselbe,

nur daß Du nit mehr Großknecht, sondern Schwieger heißt. Die Christl übernimmt's Hauswesen und soll arbeiten, daß ihr die Händ' schwielig werden und ihr die Fagen vergeh'n. Das ist mein Wille! s'es muß wer da sein auf'm Fleck, wenn ich die brave Marie einmal nimmer hab'. Das soll sich die Christl merken! Mit der Faulenzerei ist's aus!“

(Fortsetzung folgt.)

Dolinen.

Von Viktor Petrovic.

(Nachdruck verboten.)

Die Nothlage der Landwirthschaft im Deutschen Reich beschäftigt gegenwärtig die Regierungskreise, die Parlamente, die Zeitungen, kurz, die breiteste Oeffentlichkeit. Die Untersuchung, wie weit diese Nothlage begründet ist, überlassen wir berufenen Kreisen, es sei aber konstatiert, daß die Landwirthschaft Deutschlands im großen ganzen allerorten anbau- und ertragsfähigen Boden vorfinden. Einige wenige Landstriche nur machen eine Ausnahme, von denen natürlich abgesehen, welche in Bodenerhebungen begründet sind. Wir nennen da in erster Linie die Lüneburger Heide mit ihren Mooren, deren Kolonisation nach der Ansicht Sachverständiger wohl möglich ist, wenn dieselbe nur ernsthafte Unterstützung und Förderung findet. In unserm Nachbarlande Oesterreich sind der ackerbau-treibenden Bevölkerung in vielen Kronländern schon weniger günstige Bedingungen geboten, und am schlimmsten daran sind die Bewohner des österröichischen Küstenlandes, die im Gegensatz zu den Viken auf dem Felde zwar säen, aber nichts ernten.

Der Reisende aus Deutschland ist, wenn er in einem Schnellzuge den Linie Wien-Triest das Karstgebiet durchquert hat, voll des Lobes über die „Großartigkeit“ des Karstlandes. Diese Ueberzeugung drängt sich unwillkürlich jedem auf, der flüchtig diese Kalksteinwüste gesehen hat. Die Bewohner aber geben nichts auf die „Großartigkeit“, für sie existiert nur die eine Lebensfrage, wie es möglich ist, diesem unwirthlichen Gestein Fuß um Fuß breit den Boden abzuräumen, der ertragsfähig ist. Dieser Kampf der Menschen gegen die Natur des Landes währt schon Jahrtausende. Bis heute haben die Menschen nennenswerthe Siege nicht erringen können, dagegen ist die Zahl derer groß, welche ihre Anstrengungen aufgegeben haben, weil sie zu keinem Ziele führten. Den Charakter dieses Kalkgebirges schildert von Hauer folgendermaßen: „Eine überall zerrissene und zerschründete Oberfläche, durch die zersekende Wirkung der Atmosphären auf das nackte Gestein ausgeführt, zahllose trichterförmige Vertiefungen, die sog. Dolinen, sowie größere, eines offenen Abflusses ermangelnde Kessel und blinde Thäler (Polje), hin und wieder eine weitgeöffnete Pforte an einer Felswand oder ein gähnender Schlund, der zum Besuche der geheimnißvollen Tiefe eingeladet. In dieser selbst ein Labyrinth

von Gängen, Spalten, Grotten, Höhlen mit von der Sonne nie beschienen rauschenden Gewässern, tosenden Kaskaden oder ruhigen Seebecken mit jenen zauberhaften Tropfsteingebilden, welche die erregte Phantasie des kühnen Forschers mitunter die seltsamsten Ähnlichkeiten andichtet, mit einer Fauna blinder Land- und Wasserthiere, welche das Tageslicht scheuen. Endlich finden sich in dem Lehm, der den Boden bedeckt, zahllose Knochen ausgestorbener Säugthiere, unter welchen der Höhlenbär den ersten Rang einnimmt, oft aber auch Reste alter Bewohner unseres eigenen Geschlechts aus prähistorischer Zeit.“

Die Naturmerkwürdigkeit des Karstes, seine Grotten und Höhlen und seine plötzlich verschwindenden und ebenso plötzlich wieder zu Tage tretenden Flüsse, sind schon wiederholt geschildert worden, noch aber haben sich nur wenige der Mühe unterzogen, die wirtschaftlichen Verhältnisse der Bewohner zu studieren. Nach dieser Richtung hin werden die nachfolgenden Ausführungen die vorhandene Lücke ausfüllen.

Die Bewohnerzahl des Küstenlandes ist eine geringe und drängt sich vornehmlich zusammen in den am Meere gelegenen Städten. Das eigentliche Karstgebiet ist derart schwach bevölkert, daß man viele Stunden marschieren kann, ehe man auf eine menschliche Ansiedlung stößt. Das unwirthlichste Terrain bildet der Tschitschenboden, dessen Ausläufer sich erstrecken von St. Peter bis Triest-Obcina einer- und Mattuglie-Volosca-Abbazia anderseits. Eine Eisenbahnfahrt auf der Istrianischen Staatsbahn von Pola über Pinguente bis Divaca, Südbahnstation zwischen Triest und St. Peter, führt mitten durch das Tschitschenland, das von Fußwanderern nur selten berührt wird. Hin und wieder nur taucht ein Naturforscher in dieser sehr öden Gegend auf, um an den Wänden und auf dem Grunde der Dolinen nach seltenen Pflanzen zu „buddeln“, — damit aber ist die Zahl der „Durchreisenden“ wohl erschöpft. Der Naturfreund findet auch in dem öden Karstland seine Rechnung, denn an landschaftlichen Reizen fehlt es auch hier nicht. Die Felswüste bietet eine bestrickende Mannigfaltigkeit von Farben- und Lichteffekten, die Einsamkeit erscheint nicht todtenstill, sondern tonerfüllt wie von schwachen Echos. Im Geklirr umher kletternden Ziegenrudel, jedes Thier trägt ein Glöckchen um den Hals, dessen Klang sich in der ruhigen, sonndurchglühten Luft der Sommermonate auf weite Strecken hin fortplant. Vom Adriatischen Meerbusen her weht eine erquickende Seebrise, welche mächtig genug ist, die den Kalkfelsen entströmende, von diesen aufgesaugte Sonnenhitze wesentlich abzukühlen. So giebt es reine balsamische Luft auf den Höhen des Karstes.

Diesen Vorzügen freilich stehen Hunderte von Nachtheilen gegenüber. Die Seebrise artet sehr oft aus in die furchtbarste Bora, welcher „Nix und Neck“ sich beugen muß. Die Bora hält keinen bestimmten Windstrich ein, sondern weht stets in einer Richtung, die senkrecht auf die Streichungsachse des

Küstenkarstes steht. Der alles niederwerfende Sturm erhöht seine Gewalt durch heftige explosionsartige Stöße, denen weder Mensch noch Thier zu widerstehen vermögen. Die Bora dauert drei bis — in den schlimmsten Fällen — fünfzehn Tagen! Der heftig aufsprallende Sturm erzeugt das Gefühl der Kälte und Erstarrung, in Wirklichkeit aber sinkt das Thermometer fast nie unter Null. Von der Gewalt der Bora zeugen eine Menge Thatfachen; vor kurzem erst lief durch die Zeitungen die Nachricht, daß der aus Miramar auslaufende Dampfer an diesem Bord sich die Kaiserin Elisabeth befand, vor der Bora Schutz hatte suchen müssen im Hafen von Pola. Die Ueberfahrt nach Kairo hatte sich nicht bewerkstelligen lassen. In einer der beim Hafen mündenden Straßen von Triest kehrte im letzten Winter die Bora einen mit vier Pferden bespannten Möbeltransportwagen vollständig um. Die Pferde wurden auf den Rücken, der Wagen auf das Deck geworfen, es herrschte ein Chaos.

Wenn die Bewohner des Karstes eine Bodenkultur anlegen, so ist es ihr erstes Bestreben, dieselbe gegen die verheerenden Wirkungen der Bora zu schützen. Die großen Steine, welche aus dem urbar zu machenden Boden entfernt werden müssen, werden in Quadratform um das etwa 25—30 Quadratmeter haltende Stück aufgeschichtet, um den ersten Anprall auszuhalten. Längs der Strecke der Südbahn schützen massive Steinwände, oft bis drei Meter hoch die Strecke. Ehe ein urbar gemachter Fleck einen Ertrag überhaupt giebt, darüber kann eine ganze Reihe von Jahren vergehen. Was die Bora nicht fertig bekommt, das besorgen die mit Heftigkeit niedergehenden Regengüsse, welche den unter schweren Mähen aufgetragenen guten Boden wieder fortspülen. Das reichliche Regenwasser sinkt durch die zahlreichen Klüfte und Spalten bald in die Tiefe, es hat in Seitenthäler, welche das Gebirge merkwürdiger Weise überhaupt nicht aufweist, keinen Abfluß. Die Zirkulation muß daher größtentheils unterirdisch stattfinden durch die großen Hohlräume, welche durch chemische Zerstörung des Gesteins nach und nach entstanden sind. Die Tragkraft der Deckengewölbe reicht oftmals nicht mehr aus, der Fels bricht nach innen zusammen, es erfolgen Einstürze, welche den ersten Anlaß zur Dolinentkultur geben. Die zusammenbrechenden Felsblöcke reißen auch guten Schütterboden mit in die Tiefe, der dankbar ist bei rationeller Bearbeitung. Die Steinblöcke lassen sich, allerdings unter vielen Mähen, aus der Einsenkung entfernen und diese selbst ist geschützt gegen die Wuth der Bora. In diesen Einsenkungen, den „Dolinen“, bauen die „Gubzbestzer“ ihren Kohl und ihr Getreide. Welche Schwierigkeiten bei diesem Anbau zu überwinden sind, das ist nur klar einem Kenner des Karstes. Die Schicht der Humuserde ist hunderten von Gefahren ausgesetzt, oft genügt ein Platzregen, um den bebauten Boden sammt seinem Bestand in die Tiefe zu schwimmen. Und dann ist's für dieses Jahr vorbei mit der sogenannten Ernte. . .

Im Winter gleichen die Erdtrichter wirklichen Eisgruben, in ihnen erhält sich die Eisdecke bis zum Frühjahr, wenn oben schon längst die Sonne die letzten Spuren des Winters fortgethaut hat. Es kommt selten ein Frühling, ohne daß die Ansiedler nicht nothwendig hätten, den Winterschnee und das Wintereis mit Gewalt aus den Erdkesseln zu ermittieren. Dann erst kann die Bestellung des „Feldes“ beginnen, die ohne Ausnahme vor sich geht, nicht wie der Mensch, sondern wie es das Wetter will. Trotz aller angewandten Mühe und Arbeit sind die Ernteerträge minimale, sie reichen nicht aus, um Menschen und Thier zu erhalten.

Von Viehzucht kann unter diesen Verhältnissen natürlich keine Rede sein, nur Ziegen gedeihen hier. Wenn hin und wieder ein Stier gehalten wird, welcher Lastwagen nach und von Triest schleppt, so gilt dessen Besitzer als reicher Mann, denn die Karstenbewohner sind arm, blutarm aber sind die Tschitschen. Sie können ihren Lebensunterhalt weder von der Dolinentkultur, noch von der Ziegenwirthschaft bestreiten, sie müssen noch mit Holzkohlen handeln, um ihr Leben fristen zu können. In Triume und Triest sieht man sie häufig mit ihren Frauen durch die Straßen wandern und ihre Waare feilbieten. Diese Holzkohle zu erlangen, ist aber auch mit großen Schwierigkeiten verknüpft, denn im Tschitschenland wächst weder Baum noch Strauch. Wenn die Sammler des Dorfes Korid (das ist die einzige Dase in dieser Steinwüste) ausziehen, um Material zu Holzkohlen zu sammeln, so müssen sie die Gegenden aufsuchen, in denen vor Jahrhunderten Bäume gestanden haben, jetzt ist da weder ein Baum noch ein Strauch mehr zu finden.

Und es kann kaum mehr einem Zweifel unterliegen, daß der Karst in seinem größten Theil in früheren Jahrhunderten mit Wald bestanden gewesen ist. Sehr deutliche Spuren sind bis zum heutigen Tage erhalten geblieben, der Ternovaer Staatsforst vor Görz, die kleinen Hochwaldbestände in den Bezirken von Castelmuro, Pinguente und Volosca können als Beweise hierfür gelten. Daß heute die Berge öde und leer aussehen, daran tragen die Karstbewohner in der Hauptsache selbst die Schuld. Sie haben eine rationelle Waldbaukultur nie betrieben, sie sind vielmehr rücksichtslos vorgegangen gegen den Bestand, welcher etwa noch vorhanden war. Die Bäume wurden gefällt und in Triest verkauft; der Staat konnte nichts thun gegen die Waldverwüstung, weil die Gemeinden den Grund und Boden besaßen. An neue Anpflanzungen hat Niemand gedacht, und wenn sich ohne der Menschen Zutun junge Triebe entwickelten, dann kam das Weidewieh und verzehrte die jungen Pflanzen und Triebe, kaum waren sie dem Boden entsprossen.

Die Tschitschen sind Waldverwüster schlimmster Sorte gewesen. Ihre Vorfahren haben es sich stets bequem gemacht; sie fällten den Baum in etwa Meterhöhe da brauchten sie sich nicht zu bücken! Der stehengebliebene Stumpf brachte noch einige

spärliche Nester hervor, bald war er aber morsch und trocken geworden, sodas er keine Stocktriebe zu erzeugen vermochte. Die Holzkohle wird heute nicht mehr von den Ueberbleibseln der Bäume gewonnen, welche über der Erde stehen, sondern von denen unter der Erde. Die Wurzeln und Wurzeltriebe der ehemalsigen Bäume werden ausgegabelt und theils als Brennholz verwertet, theils nach den istrischen Städten gebracht, wo sie ebenfalls in den Herb wandern. Der Waldstand wird auf diese Weise gänzlich ausgerottet, die Wiederaufforstung bedeutend erschwert.

Es sind schon wiederholt Versuche gemacht worden, den Karst wieder zu bewalden. Der Staat hat es sich etwas Geld kosten lassen, die Gemeinden, die Stadt Triest an der Spitze, haben noch größere Summen angewendet. Erfolge sind nicht erzielt worden, sodas der baumlose Karst eben der baumlose Karst bleibt und bleiben wird. Eine rühmende Ausnahme macht die österreichische Südbahn-Gesellschaft, welche längs ihrer Bahnstrecken Anpflanzungen hat vornehmen lassen, die dank der vorzüglichen Pflege leidlich gedeihen. Es sind für dieselben etwa 3 Millionen junger Pflanzen gebraucht worden, sodas das Vergnügen gerade kein billiges war. Ein Privatmann kann sich dasselbe nicht leisten, noch dazu, wenn er bezüglich der Armuth mit den Kirchenmäusen wetteifern kann, wie dies bei den Karstbewohner der Fall ist. An allerhand Naturwundern: verschwindenden und plötzlich wieder zu Tage tretenden Flüssen, Höhlen, Grotten u. s. w. können sich dieselben ergötzen nach Herzenslust, — aber davon wird leider Niemand satt! Wenn die Karstbewohner über ihre Nothlage ein Klage lied anstimmten, könnte ihnen das Niemand verdenken. Das sie die Doffentlichkeit mit ihren Klagen nicht behelligen, ist ein Zeichen

ihrer außerordentlichen Genügsamkeit und Bedürfnislosigkeit.

Gemeinnütziges.

Schimmelflecke in der Wohnung zu vermeiden. Das sicherste Mittel, Schimmelflecke zu vermeiden, besteht in starker Zuführung trockener, warmer Luft, sei es durch anhaltendes Oeffnen von Fenstern und Thüren an sonnigen Tagen, oder durch zeitweiliges Aufstellen eines Ofens oder Koaksforbes in der Nähe der feuchten Stellen. Sind die Flecke noch nicht zu alt, so dürften sie hierbei verschwinden. Andernfalls ist die Tapete, vielleicht auch der Putz an den gefährdeten Stellen abzunehmen und diese mit einer scharfen Bürste gut zu reinigen. Die Möbel sind an der Hinter- und Innenseite mit Sodawasser abzuwaschen, wiederholt zu sonnen und zu lüften und gut mit heißem Leinöl zu bestreichen. Die Fußböden dürfen nicht geschauert, sondern nur gedült und nur feucht, besser trocken aufgenommen werden. Die Aufstellung von Möbeln in den Ecken ist möglichst zu vermeiden; jedenfalls sollten dieselben aber auf hohe Beine gestellt und ihr Standort oft gewechselt werden.

Vorzügllicher Punsch. Folgende Mischung ist so vortreflich, das man schwer unterscheiden wird, ob Wein oder nur Thee dazu verwendet wurde. Das Rezept ist: 2 Tassen Zitronensaft, 5 Tassen Rum, 10 Tassen feingestohener Zucker und 20 Tassen warmer Thee. Man mischt dies einige Stunden vor dem Gebrauche. Diese Art Punsch ist ein ebenso gut schmeckendes als gesundes Getränk und läßt kein Kopfweh zurück, was nach dem Genuße von Punsch oft der Fall ist.

Humoristisches.

Bequemer Beruf. A.: „Man hört ja neuerdings gar nichts mehr von Ihnen, Herr Blauweiser. Sie malen und dichten wohl nicht mehr?“ — B.: „Nein, ich habe einen anderen Beruf ergriffen.“ — A.: „So, welchen denn?“ — B.: „Ich bin Kunstpfeifer geworden.“ — A.: „Ach, was?“ — B.: „Na ja, ich pfeife auf die ganze Kunst!“
Wirkung in die Ferne. Herr X.: „War das nicht eine herrliche Toilette, die Fräulein Groß neulich im „Zwei Wappen“ anhatte?“ —

Herr Y.: „Das will ich meinen!“ — Sie kostet mich 500 Mark!“ — Herr X.: „Wieso, Sie?“ — Herr Y.: „Meine Frau hat das Kleid gesehen!“

Ein Eisenbahnbekanntschaft. A.: „Darf ich vielleicht fragen, mit wem ich das Vergnügen habe zu reisen?“ — B.: „Joseph Tollich, Aktuar in Mühlheim an der Ruhr geboren.“ — A.: „Freut mich unendlich; bin aber sehr erstaunt — zwar schon oft gehört, das Leute an der Ruhr gestorben sind, aber noch nie, das welche an der Ruhr geboren sind.“ (Mu!)

Wach' auf mein Herz!

Wach' auf mein Herz, laß alles Trauern,
Der Frühling naht mit Glanz und Luft,
Was soll, wenn alles blüht und duftet,
Das alte Weh in junger Brust?

Was soll inmitten all' dem Jubel
Der freudenlose, franke Blick?
Wach' auf mein Herz, laß alles Trauern,
Der Frühling naht mit neuem Glück!

Buchstabenräthsel.

Gaukelnd im hellen Sonnenschein
Schweb' ich über die Fluren,
Werde Dir ein Sinnbild sein
Flatterhafter Naturm.
Aber nimmst Du mir das Haupt,
Schwand der Jugend Freude, —
Und wird mit der Fuß geraubt
Bin ich Dir im Kleide.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

A	L	M	A
L	A	U	B
M	U	S	E
A	B	E	L

Freudig überrascht und entzückt

werden Sie von unserem imit. **Sprechenden Papagei** sein, den wir Ihnen nebst genauer Anleitung gegen Voreinsendung von **nur drei Mark** sofort zuschicken. Tadellose Ankunft wird garantirt.

Jacoby & Co., Neubrandenburg.

Auskunfts-

Bureau von Gustav Paul, Berlin N.,
Dramenburgerstraße 66 erteilt über
Geschäfts- Familien- u. Privatver-
hältnisse aus jedem Ort gewissenhafte
Auskunfts in diskretester Weise. Forder-
ungen werden kostenlos eingezogen. Bei
Anfragen Retourmarke beifügen.

Ein unübertroffenes, wissenschaftliches und erprobtes Mittel, die **Katarrhe der Luftwege** in kürzester Zeit, oft schon nach einigen Stunden zu beseitigen, weil das darin enthaltene Chinin die Entzündung der Schleimhäute und damit den Katarrh selbst hebt, sind

Apotheker W. Voss'sche

Katarrhpillen

Zu haben in den Apotheken à Schachtel 1 Mk.

Reizende Salonmusik

für

Klavier.

Frühlingsgruss (Gavotte) von Franz Behr, op. 651 Mk. 1.—
Allerliebtes, graziöses Stückchen. Frühlingstraum (Salonstück) von G. Niemann, op. 43 Mk. 1.—. Von Frühlingsdüften durchwehte, voll neckischen, an Elfenspiele mahnende Motive. Blumengrüsse (Melodie) von Leop. Rietz, Mk. 1.—. Voll schmelzenden Wohltautes und seelenvoller Innigkeit. **Sämmtliche drei Stücke tragen prachtvolle, künstlerisch ausgeführte Titelbilder.**

Gegen Einsendung des Betrages erfolgt Frankozusendung. Nachnahme verteuert um 60 Pfg.

Ausführliche Musikalien-Kataloge und illustriertes Instrumenten-Verzeichniss kostenfrei.

P. J. Tonger, Köln a. Rh.

24726

Erste Deutsche Cautionsversicherungs-Anstalt in Mannheim

Fides

bestellt **Cautions** für alle Berufszweige durch ihre Policen und bürgt für Gelder, welche zu Cautionszwecken dargeliehen sind. Prospective und Auskunft postfrei.